

Cyrano de Bergerac.

Roman von Jules Verne.

(12. Fortsetzung.)

„Nur nicht, Sir, doch ich habe eben von einem sicheren Manne Auskünfte über die Umtriebe des spanischen Hofes erhalten. Ich täusche mich nicht, als ich Euer Majestät sahe, daß etwas im Gange wäre.“

„Und wer ist dieser sichere Mann?“

„Ein Bediensteter des Vater Joseph.“

„Der König machte eine verächtliche Grimasse. Der Cardinal war darauf gefaßt und fuhr fort: Diese Mitteilungen werden jedoch von einem Edelmann bestätigt, den der Zufall an den Ort geführt hat, an dem das Complot gesponnen wurde.“

„Er kennt die Verschwörer?“

„Er hat sogar mit dem mächtigsten von ihnen den Degen getrennt.“

„Und haben Sie diesen Edelmann befragt?“

„Unglücklich Weise, Sir, hat ihn ein von Eurer Majestät unterzeichneter Haftbefehl in die Bastille gebracht.“

„Und wer hat ihn ausgehollt?“

„Der König ruzelte die Stirn und sagte in trockenem Tone: „Der Großhallmeister hatte gewiß seine Gründe.“

„Und zwar ausgezeichnete, wie ich vermuthete.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß die Anwesenheit dieses Edelmannes in Saint-Germain Herrn von Cinq-Mars vielleicht peinlich war.“

„Aber weshalb denn? man muß ihnen ja die Worte entreißen, Herr Cardinal.“

„Eure Majestät wird mir verzeihen, aber in dieser delikaten Angelegenheit würde ich es vorziehen, daß Sie selbst aus dem Munde des Edelmannes jenes Adepten hörten.“

„Das ist sehr unklar; trotzdem glaube ich zu ersehen, wo Sie hinaus wollen. Haben Sie keine deutlichere Anklage gegen den Großhallmeister auszusprechen?“

„Ich habe bis jetzt nur Indizien, Sir, die aber hinreichen, um den Edelmann aus der Bastille zu befreien.“

„Nein, er bleibe wo er ist,“ rief der König heftig, „wenn man seiner bedarf, weiß man ja, wo man ihn zu finden hat.“

Lubovic der Dreizehnte war aufgestanden; Richelieu erkannte, daß die Antizipation beendet war, verneigte sich, betrat das Gemach und kehrte in sein Cabinet zurück, über den Mißerfolg seiner Bemühungen gleichzeitig wüthend und unthätig. Er hatte eben in seinem Sessel Platz genommen, als ein Thürhüter ihm meldete, die Herzogin von Grammont wünsche mit ihm zu sprechen.

„Lassen Sie sie eintreten,“ sagte Richelieu.

Wie der Blitz stürzte die Herzogin herein und sagte mit leiser und rascher Stimme:

„Herr Cardinal, alles ist verloren!“

„Sie erschrecken mich, Madame,“ versetzte er, „was giebt's denn?“

„Der Dauphin stirbt.“

„Unmöglich!“

„Er hat soeben eine lange Ohnmacht erlitten und wir haben eilfertig nach dem Arzte geschickt.“

„Und die Königin?“

„Weiß noch nichts!“

Trotz seiner Geistesgegenwart war Richelieu blaß geworden, denn der Tod dieses Kindes war sein Untergang, der Untergang des Feinwertes, das er unternommen hatte. In höchster Erregung folgte er der Herzogin nach dem Gemache des Dauphins, in welchem sich Niemand weiter befand, als der Arzt, die Amme, welche an der prinzipalen Wiege weinte, und der Vater Joseph, welcher stillschweigend betete.

„Lassen Sie Niemand eintreten,“ sagte er der Herzogin ins Ohr, „auch darf Niemand das Gemach verlassen.“

Der Doctor Martin Atalia, dessen Vorfahren seit der Regierung Franz des Ersten in der königlichen Familie als Aerzte dienten, galt als eine Leuchte der Wissenschaft.

Ungeachtet näherte sich der Cardinal dem Gelehrten, zog ihn am Ärmel und fragte mit ängstlicher Stimme:

„Nun, wie steht's?“

„Sehr schlecht,“ erhielt er zur Antwort.

„Doch Sie werden ihn retten?“

„Ich weiß nicht,“ versetzte der Arzt, Richelieu unterdrückte einen Schrei und sagte dem Doctor den Arm zusammenpressend: „Sie müssen ihn retten, ich will es.“

„Monseigneur, alles, was die Wissenschaft vermag, wird versucht werden.“

„Er muß leben, sage ich Ihnen.“

Dem Vater Joseph war es inzwischen gelungen, sich dem Cardinal zu nähern, und er flüsterte ihm zu:

„Der Andere lebt noch immer.“

Eine Klammer schloß in den Augen des Premierministers auf. Joseph hatte Recht, eine sofortige Unterzeichnung war die einzige Rettung; doch dazu mußte, im Falle das königliche Kind sterben sollte, das andere zur Stelle sein.

„Doch wo ist dieses Kind?“ fragte der Cardinal plötzlich den Vater Joseph der seine Gebete wieder aufgenommen hatte; wie soll man es auffin-

„Nur Cyrano ist dazu im Stande!“

„Aber er ist ja in der Bastille!“

„Ja, auf Befehl des Königs!“

„Was thut das, der Augenblick ist zu ernst; kommen Sie!“

Mit diesen Worten versetzten beide das Gemach und begaben sich in das Arbeitscabinet des Vater Joseph. Dieser nahm ein weißes, mit der königlichen Unterschrift versehenes Blatt aus einem Kästchen und reichte es dem Cardinal, der es mit eigener Hand ausfüllte. Dieser verheißte Befehl wurde von dem diensthabenden Thürhüter einem der königlichen Curiers übergeben, die stets bereit, der Aufträge des Cardinals harren, und es wurde ihm anempfohlen, zwei Handpferde mitzunehmen, von denen das bessere Cyrano zur Verfügung gestellt werden sollte. Vom Fenster seines Arbeitscabines blickte Richelieu dem Curier nach, dann verließ er das Gemach und wandte sich dem Zimmer zu, in welchem der kleine Dauphin im Sterben lag.

3. Capitel.

Als sie die zum neuen Schlosse führenden Stufen hinaufstiegen, empfahl der Curier, der Cyrano begleitete, demselben, denstragen seines Mantels hoch zu schlagen und seinen Hut über die Augen zu ziehen. Raum waren die beiden Pferde in den Hof eingetreten, als sich ein Diener des Cardinals, der dort erwartet zu haben schien, ihnen näherte und, sich zu dem Gasconer neigend, leise zu ihm sagte:

„Folgen Sie mir und stellen Sie keine Fragen!“

Cyrano folgte seinem Begleiter durch lange Säle und Gänge, dann hielt der Führer vor einer kleinen Thür, klopfte an und meldete leise:

„Die Person, welche Eure Eminenz erwarten.“

Cyrano sah sich dem Cardinal gegenüber. Richelieu, welcher aufmerksam in einem Papiere las, wandte sich nach dem jungen Manne um und sagte:

„Ah, da sind Sie ja, mein Freund.“

„Monseigneur,“ versetzte Cyrano, sich tief verneigend, „Eure Eminenz wissen jedenfalls, daß nur höhere Gewalt mich hat verhindern können, dem Befehle zu gehorchen, den Sie mir erteilt haben.“

„Ja, entgegnete Richelieu, „ich weiß es und habe Sie aus der Bastille befreit, um Ihnen eine Mission anzuvertrauen, welche Gewandtheit, Schnelligkeit und vor allem Verschwiegenheit verlangt. Ich sage vor allem, denn außer Ihnen und mir darf Niemand von dieser Mission etwas erfahren.“

„Monseigneur...“

„Ich will keine Fragen an Sie stellen und auch nicht nachforschen, was sich bei Maffy ereignet hat,“ fuhr der Cardinal fort, „es genügt mir zu wissen, daß Sie eine ohnmächtige Frau und ein schlafendes Kind nach dem Schlosse Verrieres gebracht haben.“

Cyrano neigte das Haupt und nickte zustimmend.

„Sie wissen, wo dieses Kind ist?“

„Ich vermuthete, daß es sich noch immer an dem Ort befindet, an den ich es gebracht hatte.“

Das Gesicht des Cardinals verdüsterte sich, und er fuhr fort: „Es ist nicht mehr dort; das müssen Sie doch wissen!“

„Nein, Monseigneur, ich wußte es auf Ehrenwort nicht.“

Es lag soviel Aufrichtigkeit in dem Tone des jungen Mannes, daß der Minister seine wohlwollende Miene wieder annahm.

„Ich will Ihnen glauben; doch ein Mann wie Sie dürfte seine Spur sehr bald auffinden, und das ist die Mission, die ich Ihnen anvertraue. Finden Sie das Kind um jeden Preis auf, befehlen Sie sich seiner, diese Ordre enthält alles Nähere,“ fuhr Richelieu fort, und reichte Cyrano ein Papier.

Sobald Sie es in Ihrem Besitze haben, bringen Sie es mir wieder in dieses Cabinet.“

Cyrano blieb stumm, und der Cardinal sagte:

„Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß, wenn Sie mir dienen, wie ich es von Ihnen erwarte, ich für Ihr Glück sorgen werde.“

„Monseigneur,“ versetzte Cyrano, „ich habe soeben auf eine Erbschaft verzichtet, um eine arme Verwundete auszustatten und besitze nur meinen Pegen; damit will ich sagen, daß ich nicht auf Geld lege.“

„Sie sind zweifellos ehrgeizig, sagen Sie mir, was Sie verlangen?“

„Eure Eminenz überhäufte mich mit Gütern; doch ein selbstfüchtiges Gefühl blüht mir fern. Ich habe dieses Kind mit Gefahr meines Todes gerettet und möchte...“

„Aber sein Schicksal beruhigt sein?“ unterbrach ihn der Cardinal ungeduldig.

„Nun wohl; werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen mein Wort als Priester und Edelmann gebe, daß Sie nur zu seinem Glücke handeln sollen?“

„Ja, Monseigneur, und ich bin bereit, Ihnen mit Leib und Seele in allem, was Sie mir befehlen werden, zu gehorchen.“

„Nun gut,“ versetzte Richelieu, und seine Blicke klärten sich auf; „dieses Bösegericht Sie und erhebt mein Vertrauen zu Ihnen. Hier,“ fuhr der Cardinal fort, indem er eine Schub-

lade öffnete, der er eine wohlgefüllte Börse entnahm; „hier ist etwas, das manchmal besser ist als ein Schweigt, besonders wenn man sich seiner zu bedienen weiß.“

Im Augenblick, da Cyrano die Begehrung nahm, die ihm der Premierminister reichte, klopfte man in ganz eigentümlicher Weise an die Thür, die in das Cabinet des Vater Joseph führte. Eine so große Herrschaft der Cardinal auch über seine Gesichtszüge besaß, so konnte er doch seine Verwirrung nicht verbergen. Er wollte Cyrano verabschieden, befam sich aber eines anderen und sagte: „Erwarten Sie mich hier!“

Damit verschwand er, und Cyrano, welcher allein geblieben war, ließ die Blicke umherschweifen, um sie plötzlich auf dem Arbeitstisch des Ministers zu werfen.

Nun erinnerte er sich, daß der Cardinal im Augenblick seines Eintritts ein Buch auf die Papiere gelegt hatte, in denen er las; er war nur zwei Schritte vom Tische entfernt, doch da er vermuthete, daß man ihn von irgend einem Versteck aus beobachtete, so machte er seine Bewegung: nur sein Luchsaug richtete sich auf ein Blatt Papier, welches hervorkam, und er las:

Senhora de Cas... geheime Agentin des Herzogs von Olivarez... Salamancia... Gasthof von Bourg-la-Reine mit dem Großhallmeister und den Marquis von Fontailles.

Da das Papier zusammengeklappt war, so konnte er nicht weiter lesen.

„Sieh, sieh,“ sagte sich der Gasconer, „Cinq-Mars conspirirt, und der Cardinal ist davon unterrichtet.“

Blötzlich öffnete sich die Thür von neuem und Richelieu trat in heftiger Erregung ein, der Dauphin, den er im Sterben aeglaubt, war gerettet, die Mätern waren bei ihm ausgebrochen. Alles war verändert und anstatt den Zwillingbrüder des Dauphins kommen zu lassen, mußte man ihn so schnell wie möglich entfernen und ihn an einen sicheren Ort bringen. Doch zu einer Mission dieser Art war Cyrano nicht mehr der geeignete Mann, und der Cardinal sagte deshalb zu dem Gasconer:

„Herr Cyrano, eine Nachricht, die ich soeben erhalten, verändert meine Pläne, ohne jedoch meine wohlwollenden Gefühle gegen Sie auch nur im geringsten zu verändern. Ich will Ihnen den Beweis dafür geben; nachdem Sie sich ehrenwörtlich verpflichtet, alles, was zwischen uns vorgegangen, geheim zu halten, werden Sie sich auf der Stelle zur Armee begeben. Ich habe Ihr Wort.“

„Ja, Monseigneur!“

„Reisen Sie also unverzüglich; die Börse, die ich Ihnen gegeben, wird zu Ihrer Ausstattung dienen. Hüten Sie sich vor allem, mit dem Großhallmeister Hände zu lügen, und sorgen Sie dafür, daß Ihre Anwesenheit in Saint-Germain nicht bemerkt wird.“

Nach diesen Worten drückte der Cardinal auf eine silberne Klingel, und ein Mönch erschien plötzlich, in welchem Cyrano Berchepin, den grauen Mann von Bourg-la-Reine erkannte.

Doch ohne ihm Zeit zu lassen, ihn genauer zu betrocknen, stieß ihn der Spion des Vater Joseph in den Vorflur, wo er in denselben Weg zur Terrasse des Schlosse hinausführte!

Gar zu gern hätte Cyrano, bevor er sich entfernte, Diane de Luce wieder gesehen, um sie von der Flucht ihres Bruders Raoul zu benachrichtigen; dann hoffte er auch Jolivet wiederzufinden, der noch zweifellos Sambour-nac seine Hilfe suchte.

Als Cyrano nach diesen Gedanken nachging, bemerkte er am Fuße der Terrasse einen Küchengjungen, der langsam einhergeschlenderte.

Schnell rief er ein Blatt aus seinem Notizbuch und trieb einige Worte darauf; dann zog er ein Geldstück aus der Tasche, und sagte zu dem Jungen in lebenswüthigen Tone:

„Sage mir, mein Kleiner, ist Meister Jolivet noch immer im Küchen-dienst?“

„Ja, Euer Gnaden,“ versetzte der Küchengjunge.

„Nun, wenn du ihm diese Zeilen bringen willst, so gehört dir dieses hübsche Geldstück.“

„Herzlich gern,“ erwiderte der Kleine, indem er den Zettel und das Geld nahm, „soll ich eine Antwort bringen?“

„Nicht nöthig, mein Kind; Meister Jolivet wird das nöthige schon veranlassen.“

Der Gasconer hatte zwei Stunden Zeit, bevor er sich mit Jolivet treffen wollte und wollte diese Zeit zuwischen verwenden, sich zu häften, denn seit dem magern Frühstück in der Bastille war schon eine ziemlich lange Zeit verfloßen.

Er begab sich also in die Stadt und wandte sich dem Marktplatz zu, wo er sich in den ziemlich appetitlich aussehenden Gasthof „Zum weißen Kopf“ begab. Eine Scherbe Schinken, die Hälfte eines Huhns und einige Früchte, sowie eine Flasche guten Weines stellten sein Gleichgewicht wieder her. Als er sein Mahl beendet und die Beize bezahlt, verließ er den Gasthof durch eine Hinterthür und befand sich in einer Seitenstraße, wo das Schild eines Waffenhändlers seine Blicke auf sich zog. Er taufte dort ein Paar Pistolen und erlangte außerdem noch einen malsländischen Dolch für Jolivet. Dann machte er sich auf die Suche nach einem Pferdehändler, und man bezeichnete ihn als einen redlichen Mann Meister Ra-

ulet, dessen Ställe in der Rue de Pontaise gelegen waren. Dort erstand der Edelmann ein schönes medienburgisches Pferd und eine normannische Stute für Jolivet. Inzwischen waren die zwei Stunden fast verfloßen, und Cyrano war erst wenige Minuten an dem von ihm selbst bezeichneten Orte angelangt, als er in einiger Entfernung die Gestalt seines Dieners auf-tauchte. Als dieser Cyrano erblickte, stürzte er athemlos näher, während zwei Thronen seine Wangen herabglie-ben und rief:

„Oh, gnädiger Herr, Herr Savinien!“

„Willst du wohl schweigen,“ rief ihm der junge Mann zu; „wenn man dich hört!“

„Aber wie kommen Sie denn hierher? Ich glaube Sie doch eingesperrt und Fräulein Diane glaubte es auch.“

„Das werde ich dir später erzählen; gerade um Diane handelt es sich; ich muß sie sehen, ehe ich die Stadt ver-lasse!“

„Wir verlassen die Stadt?“

„Ja, ich nehme dich zur Armee mit, vorher muß ich jedoch Fräulein von Luce sprechen!“

„Zu dieser Stunde ist das schwierig,“ versetzte Jolivet, „Fräulein Diane ist bei der Königin; doch da der Dauphin die Mätern hat, so wird heut Abend keine Gesellschaft stattfinden, und Fräulein von Luce wird nach dem gewöhnlichen Dienste frei sein.“

„Gegen 9 Uhr Abends; um diese Zeit macht sie, wenn sie nicht von Ihrer Majestät zurückgehalten wird, ihren gewöhnlichen Spaziergang.“

„Nach welcher Gegend?“

„Nach dem Reiterbach, ganz am Ein-gang des Waldes, auf der Landstraße, die nach Pontaise führt; die dritte Al-lee links; man kann sich unmöglich jänsen. Die Gegend ist einsam, Sie werden dort nicht gestört werden.“

„Doch wie Diane in Remittanz se-hen?“

„Das übernehme ich, Herr Savinien! also um 9 Uhr am Reiterbach.“

„Aber wie?“

„Zunächst betrat Cyrano zur ange-deuteten Stunde die Lichtung, und war-tete, daß die Sonne seines Dafeins aufgehen sollte. Endlich glaubte er einen raschen und leichten Schritt zu ver-nehmen, und eine schlanke, dunkle Ge-stalt kicherte über den Fußpfad, der ein-ige Schritte weiter ein großer Scherz-stein folgte, augenscheinlich Jolivet. Cy-rano erhob sich, die Gehspalten schen auf ihn zuzugleiten, und einen Augenblick hinter drückte er die gleichzeitige glük-liche und zitternde Diane de Luce in seine Arme. Jolivet war discret zur Seite getreten und blickte auf die Ver-dächtige hinaus. Nach den ersten Liebes-begehrungen erzählte Cyrano Diane von seinem kurzen Aufenthalt in der Bastille; er beschrieb zwar die Mis-sion, die ihm der Minister einen Augen-blick anvertraut hatte, doch er konnte sich nicht enthalten, sie zu fragen, ob sie den Aufenthalt dort des von ihm getreteten Kindes kenne.

„Ich kenne ihn nicht,“ versetzte das junge Mädchen, „und habe auch nicht geahnt, mit wem ich mich zu erkundigen Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß die Gräfin von Andiam einen Ur-laub von der Königin erhalten hat, um die letzten schönen Tage bei Verwandten ihrer Mutter auf dem Schlosse Pont-aise zu verbringen.“

„Wo liegt Pontaise?“ fragte Cy-rano.

„Auf der Landstraße nach Senlis, am Eingange des Waldes von Chan-tilly.“

„Das ist ja der Weg nach Flaubert,“ rief der Gasconer, „ich werde also von ihr näher erfahren. Sie glauben nicht, wie sehr mich das Schicksal dieses Kindes interessiert.“

„Seien Sie klug,“ empfahl Fräulein von Luce leise, „ein schreckliches Ge-heimniß heftet sich an dieses schwache Leben. Wer ist dieses Kind? Ich weiß es nicht; doch ich ohne schreckliche Dinge!“

„Fürchten Sie nichts, meine Angebe-tete, ich werde erst dann zur Armee eilen, wenn ich die Gewißheit erlangt habe, daß dieses Kind vor denen, die es bedrohen könnten, sicher ist; und was mich anbetrifft, so zittern Sie nicht für mich, ich bin unbesieglich, so lange Sie mich lieben.“

Mit diesen Worten drückte der junge Mann langsam einen leidenschaftlichen Kuß auf die Stirn Dianes. In diesem Augenblick schlug die Uhr zehn, das junge Mädchen erbte und sagte:

„Leben Sie wohl, Savinien, ich muß ins Schloß zurück, und wenn diese Ge-wißheit Ihre Seele zu häften vermag, so mögen Sie es wissen; ich liebe Sie!“

Außer sich vor Glück preßte Cyrano das junge Mädchen an sich, als ein leiser, trockener Husten Jolivets ihn auf-fahren ließ. Diane wich zitternd zurück, und Cyrano sagte unwillkürlich nach dem Griff seines Schwertes. Blötzlich sah er, wie Jolivet im Dunsteln auf einen Gegenstand aufsprang, den er nicht zu unterscheiden vermochte; dann hörte er einen rasch erstickten Schrei und das Geräusch eines Kampfes.

„Fürchten Sie sich nicht,“ sagte er zu Diane und eilte seinem Diener zu Hilfe. Dieser hielt einen Mann unter seinem Arme und drückte ihm eine Hand auf den Mund, während er sich mit der an-deren bemühte, seine Bewegungen zu schämen. Mit Hilfe seines Dieners hatte der trübselige Jolivet seinen Begner bald bemestert, von welchem ein dünner Strich Licht fesselte.

Der Mann wurde auf die Erde gelegt, und Cyrano schah nun seinem Diener, Feuer zu schlagen. Beim schwanen-den Lichte des Zunders erkannte Cy-rano auf den ersten Blick die funkel-nden Augen Berchepins. Schnell warf

er den Zunder zur Erde und löschte ihn mit dem Fuße aus, dann murmelte er: „Wenn er mich nur nicht erkannt hat!“

Jolivet fuhr mit der Hand nach sei-nem Dolche und sagte: „Ich kann ihn nicht um machen!“

„Einen wehrlosen Mann, wo denkst du hin, Jolivet?“

„Und wie nennen Sie das?“ erwiderte er, indem er aus dem Stiefel des Epions zwei Taschenpistolen heraus- zog.

„Gleichviel, er hat keinen Gebrauch davon gemacht!“

„Wie es Ihnen beliebt, Herr, doch Sie werden es vielleicht bereuen!“

(Fortsetzung folgt.)

Directes Kabel von Deutschland.

Willkommene Nachricht für die deutsche Presse sowohl wie die deutsche Bevölkerung der Ver. Staaten ist die gemeldete Gründung einer Gesellschaft, welche ein direktes Kabel zwischen Deutschland und den Ver. Staaten legen will. Ein Kapital von \$2,500,000 soll dafür aufgebracht werden sein. Als Hauptquartier ist Köln gewählt. Mit dem Zustandekommen des Unter-nemens würde ein seit laueren Jahren gehegter Wunsch in Erfüllung gehen. Zunächst wird wohl commerciale In-teressen maßgebend, indem die deutsch-ländische Geschäftswelt ihren bedeu-tenden Handelsverkehr einen mit deut-schem Kapital gezeichneten Unterneh-men zuwenden will, danach aber ist vor allem die Unabhängigkeit, die für den Preß-Depeschendienst dabei ge-wonnen wird, absehen von dem finanziellen Ertrag dieses Verkehrs-zweiges, von hoher Bedeutung.

Seit Jahren ist darüber Besprechungen geführt worden, daß der gesammte Nachrichtenverkehr vom europäischen Continent, der auf die englischen Ka-belverbindungen angewiesen war, in den Londoner Bureaus einer Censur und willkürlichen Redaction im eng-lischen Interesse unterworfen gemein ist. Alle für Amerika bestimmten Nachrichten wurden so zuerzucht, daß sie für England wünschenswerthe Haltung erhielten, so daß man sagen kann, das amerikanische Publikum habe seine europäischen Nachrichten nicht anders als durch die englische Brille gesehen. Die systematische Besorgung dieser Redaktionsmethoden ist in arden. Nahe für die einseitige Ver-teilung europäischer Verhältnisse und Zustände im amerikanischen Pu-blikum verantwortlich. Wie viel und wie schwer in dieser Beziehung wäh-rend des letzten Jahres geäußert wurde, ist noch deutlich in aller Erinne-rung. Nachrichten über Deutschlands Verhalten wurden nicht nur in größ-licher Weise entstellt, die Londoner Agenturen machten sich sogar kein Ge-wissen daraus, direkte Unwahrheiten mit unterlaufen zu lassen, welche die amerikanische Presse auf Treu und Glauben hinnehmen mußte, die ein Teil derselben ja auch mit Veranügen nicht nur als baare Münze aufgenom-men, sondern mit flammenden Titel-überschriften fleißig weiter colportirt wurde, während die deutsch-amerikanische Presse Mühe hatte, die Unbilligkeit der Nachrichten aus ihrer inneren Un-wahrheitlichkeit nachzuweisen. Die öffentliche Meinung in den Ver. Staaten wurde dabei nicht nur über die Verhältnisse der deutsch-ländischen Presse irre geführt, sondern auch über das Verhalten der Reichsregie-rung, deren hiesige Vertreter vollauf zu thun hatten, die Sachlage in das rich-tige Licht zu stellen, wie der ameri-kanische Posthalter von drüben einmal über das andere nach Washington ta-beln mußte, daß an den englischen Be-richtigen kein wahres Wort sei. Die fortgesetzte Hege, deren sich hier die Gelbe Presse befeiligte, ist auch der deutsch-ländischen Regierung zu viel geworden, so daß sie, wie berichtet wird, dem neuen Kabelunternehmen ihre volle Unterstützung zu Theil lassen werden wird.

Wolff's Depeschenbureau wird in New York in Verbindung mit dem Ka-bel eine Agentur einrichten, und somit in direkte Beziehungen zu den hiesigen Neuigkeiten-Associationen treten. Das Weitere wird dann Sache geschäftlicher Abmachung zwischen den Agenturen sein, die Hauptfrage für das ameri-kanische Publikum ist die Beschaffung i-ner direkten Neuigkeitssachen, welche die Nachrichten aus Europa ohne eng-lische Redaction, zuverlässiger und wohl auch wohlwolliger liefert als dies bisher der Fall gewesen. Einzelne amerikanische Zeitungen sind schon seit längerer Zeit bemüht gewesen, den amerikanischen Neupublikum Nachrichten vom Continent auf dem Privatwege durch Umkehrung der Censur in den Londoner Bureaus zu liefern, vollständige Unabhängigkeit wird erst der direkte Verkehr mit eigener Kabel-Verbindung bringen, deren baldiges Zustandekommen bringen zu wün-schen ist.

Bemerktes.

Zwei schon ziemlich betagte Brüder in Peking stritten sich um ein Grund-stück, welches sie gemeinsam von ihrem Vater erbt, und begannen einen Fir-ech um dasselbe. Der chinesische Richter hörte an, was die beiden vorzu-bringen hatten, und gab ein edel salo-monisches Urtheil ab. Er erklärte, sie hätten Beide Unrecht, aber gleichzeitig hätten sie auch Beide Recht, je nach dem Standpunkt, von welchem man die Streitfrage betrachte. Deshalb könne Keinem das Grundstück zuge-sprochen werden; vielmehr ordne er an, daß Beide in einen Käfig eingesperrt werden sollten, die Geschäfte einander zugetheilt, und dort sollten sie verblei-ben, bis sie sich über das Grundstück

geeinigt. Die Brüder wurden dinge-mäß, Hals und Arme in den Stock ge-spannt, in den Käfig eingeschlossen und verblieben dort drei Tage. Gegen Ende des zweiten Tages waren sie schon ziemlich müde geworden; am dritten Tage einigten sie sich und war-den gnädig entlassen.

Durchgängig haben weibliche Schön-heiten mit zwei Schreckgeplentzen zu kämpfen; die Einen fürchten zu viel, die Andern zu wenig zu werden. Die Letzteren haben es leichter, sie haben die Natur durch künstliche Mittel nach-helfen und nach Verzenslust essen und trinken, während sich die Ersteren oft einem Mährerium unterwerfen, um nicht an Wohlgeleitheit zu gewin-nen. Bei beiden Gattungen aber spielt das Bad eine hervorragende Rolle. Gegenwärtig ist in Paris das Honig-bad Mode, es soll der Haut Fülle geben und wird besonders von Frauen mit „Salzföfeln“ bevorzugt. Ninon de Lenclos, die ewig Junge, entschloß sich zu diesem Gebrauch, als sie auf der Höhe ihres Ruhmes stand, und sie war von dem Erfolg auf's Höchste befriedigt. Sie badete stets 15 Minuten lang vor dem Zubettgehen und schief dann vorzüglich darnach. — Sarah Bernhardt soll sich die ewige Jugend durch Tegebäder erhalten. Sobald die große Traadin von der Reise in ein Hotel eintrifft, bestelt sie sich ein rie-figes Bad, in das mehrere Pfund Thee hineingeworfen werden, um ihm die erforderliche Kraft zu geben. — Um die Haut glatt und von Runzeln frei zu halten, wird das Milchbad warm em-pfohlen. Seit unendlichen Zeiten pa-ren sich weltbekannte Schönheiten sei-ner bedient. Madame Recamier badete in Milch, ebenso Madame Tallien, doch fügte sie ihrem Bad noch zwanzig Pfund Erdbeeren und zwei Pfund Himbeeren hinzu, wenn sie in Saison waren. Katharina die Zweite von Rußland oedete in so heißer Milch, daß sie es kaum aushalten konnte, nur um nicht zu stark zu werden.

Wie stark der Verkehr der Motor-wagen in Paris ist, beweist die Zitat-sache, daß ein Redacteur des „Velo“ in einer Stunde in der Avenue de Cham-pes 899 Automobile und 42 Motor-cycles gegenüber 152 Radfahrern zäh-lte. Uebrigens hat dieses rapide An-wachsen des Automobilsimus in Fran-reich die Pariser Polizei in eine fatale Situation gebracht. Sie steht vorläuf-fig der Regelung des Motorswagen-verkehrs ziemlich machtlos gegenüber. In-solange es nicht das Polizeipräsi-dium entschlossen, eine eigene auto-mobilpolizei ins Leben zu rufen, wo-zu sie soeben einen Aufruf erließ, um ge-eignete und geschickte Bewerber für diesen nicht ungefährlichen Dienst zu acquiriren.

Die Classiker haben nicht nur das Telephon selbst, sondern auch verschie-dene, mit seiner Benutzung verbundene Unzulänglichkeiten vorgebracht. Denn erstens findet man bei Horaz: „Tele-phum, quoniam tu petis, occupavit“ (zu deutsch: das Telephon, welches du benutzen willst, ist besetzt). Ferner bei Shakespeare „Samlet“: „At each ear a hearer!“ (In jedem Ohr ein Hörer!)

Vor einiger Zeit glaubte man, das taufenzehnjährige Jubiläum der Wurst feiern zu können. Dies giebt einem Mitarbeiter der „Zeitschrift für Völ-kerkunde“ den Anlaß festzustellen, was über die Geschichte der Wurst wirklich zu sagen ist. Daß die Wurst gerade im Jahre 898 erfunden sein soll, ist nur als Scherz aufzufassen. Das Wort „wurst“ ist spezifisch deutsch, nicht allgemein germanisch, es ist erst in der jüngeren altdeutschen Zeit, im 11. Jahrhundert für Larixen, salzium in schriftlichen Belegen zu finden. Das schließt natürlich nicht aus, daß es in dieser Bedeutung schon älter ist. In jener Zeit werden auch schon Leber-wurst und Blutwurst unterrichtet; etwas später findet sich dann auch die Knoblauchwurst, dann die Metwurst, das Wurstmachen wurde von dem „Wurser“ besorgt. Dichter des 13. und 14. Jahrhunderts, welche die Tafel-freuden rühmen, wie der Züricher Hab-laub, vergessen nicht, neben fettem Braten und Schinken auch die Würste zu loben.

Alexander Dumas, von dem man spottend sagen konnte: „Niemand hat alle Werke Dumas' gelesen, nicht einmal er selbst“, fing mit einem Monats-gehalt von 100 Franks an. Er erwarb Millionen, war aber ein so großer Ver-schwender, daß er, als er starb, im Besitze von 20 Franks war, die ihm sein Sohn geschenkt hatte. Der reiche Pra-ctiser Eugene Sue, der das Glend der un-tersten Classen mit den düstersten Far-ben schilderte, erhielt für seinen „Cwi-gen Roman“ allein 190,000 Franks. Seine Komane erschienen zuerst in den Tagesblättern, die für einen Centimo-tinstroman schon damals 60 Centimes die Zeile zahlten. Dama erhält gewöhn-lich für den ersten Abdruck 30,000 Franks und außerdem für jeden abge-gebenen Band einen Frank. Er verdient durchschnittlich 200,000 Franks im Jahre.

Das einzige Richtige. Meyer: Sagen Sie mal, Lehmann was würden Sie machen, wenn Sie gleichzeitig ins Budapest und ins Wiener Abgeordnetenhaus gewählt würden? Lehmann: Au!, vor allen Dingen mein — Testament.